sicher dar. Für ihn haben unter 25 925 Wählern nur 4797 gestimmt!

Genosse Bernstein, der ehemalige Redakteur des Sozialdemokrat, der aus Zürich Vertriebene, der Jahrzehntelang Verbannte, zieht jetzt als Erwählter des Breslauer Proletariats als Nachfolger Scheuenlaults in den Reichstag ein! Das ist noch ein nachträglicher Triumph über die Gewaltpolitik des Sozialistengesetzes. Für die deutsche Sozialdemokratie hat die Wahl Bernsteins wegen seiner besonderen Stellung in der Partei eine besondere Bedeutung. Zerstört sie einerseits alle Hoffnungen der Gegner auf die Spaltung der Partei, so knüpft sie andererseits Bernstein fester als bisher an die praktische Arbeit der Partei; sie wird ihm erleichtern, sich in die deutschen Verhältnisse wieder hineinzufinden und vielleicht giebt sie ihm damit die Maßstabe, nach denen er seine Revision des Sozialismus einer Revision zu unterziehen hätte.

Politische Uebersicht.

Die Prinzenreise

erfährt jetzt in einigen kleinen nachträglichen Bemerkungen des Korrespondenten der Berl. Morgenpost noch mancherlei charakteristische Beleuchtung, die mehr wert ist, als die ganzen über einen Leisten geschlagenen, vorschriftsmäßig begeisterten Festberichte. Nichts zeigt wohl besser den Wert, den die große Eisenbahnparforcetour für den Prinzen hatte, als die resignierte Antwort der Herren seiner Begleitung auf die Frage, was sie kennen gelernt hätten, der verzweifelte Ausruf: „Kopfe!“ Nichts als Kopfe!“ Und charakteristisch für Fürstenreisen überhaupt ist die Klage, die Prinz Heinrich in einem New-Yorker Klub angestimmt hat: „Alles hätte ich mit Geduld ertragen, aber daß sie mich nicht einmal den Niagara haben ordentlich sehen lassen — das war zu viel!“ Auf nichts hatte ich mich so gefreut, wie auf den Niagara. Aber da haben sie mich dahin und dorthin gehetzt, und vor lauter Ansprachen, vor Ehrengefolgen, Neugierigen, Detektivs, Photographen und Reporterin, die mich im Kreise umstanden, habe ich kaum einen flüchtigen Eindruck bekommen!“ Ist es nicht das Schicksal der Fürsten, daß sie vor Gefolge niemals ihre Umgebung richtig zu sehen bekommen? Ist — besonders wenn es sich nicht um Niagarafälle, sondern um ernstige politische Angelegenheiten handelt — haben sie freilich auch wenig Lust dazu, und Johann Jacobus Wort behält seine Richtigkeit: Es ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!

Sehr pikant und besonders für die Amerikaner sehr interessant ist folgende Behauptung:

Es ist charakteristisch für die Umsicht, mit der die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika geleitet werden, daß der deutsche Botschafter, Herr v. Holleben, alle seine Kräfte einsetzte und sich direkt an den Kaiser wandte, um den Prinzen von der Teilnahme am Pressebankett abzuhalten, und daß es des direkten Eingreifens des amerikanischen Botschafters, Mr. White, in Berlin bedurfte, um die Zustimmung des Kaisers zu erlangen. Ich erkläre, daß ich diese Tatsache aus allerer Quelle weiß und sie allen Dementis, die etwa folgen sollten, zum Trotz aufrecht erhalte.

Das Wort von den „fast kommandierenden Generalen“ erfährt durch diese Meldung eine ganz eigentümliche Beleuchtung.

Ueber die Aufnahme des Prinzen sagt der Korrespondent:

„Darum war der Jubel, der Prinz Heinrich überall umbrauste, wo das Deutschtum sich zusammenschloß, echtlich und echt. Für die Masse des Anglo-Amerikanertums war Prinz Heinrichs Reise eine „show“, eine willkommene Unterbrechung der Eintönigkeit des winterlichen Lebens. Viel Geschrei und wenig Wolle. Bei den Deutschen war das Wolle.“

Und als wichtigstes Ergebnis der Reise bezeichnet er die Stärkung des Deutschtums in der Union, was den Yankees gewiß sehr angenehm in den Ohren klingen wird! Für unsere Handelsbeziehungen zu Amerika erhofft der Korrespondent nichts und daran tut er jedenfalls wohl. Vielleicht hat er recht, wenn er von der Prinzenreise mehr Einwirkung auf Deutschland als auf Amerika erwartet. Er meint nämlich, daß Amerika in Deutschland von unserer neuen Freundschaft manchen Nutzen zu ziehen verstehen wird. „Sie wird die Veranlassung sein, amerikanische Waren, vom Tiffanyglas bis zur Füllfeder, in noch größeren Quantitäten auf den deutschen Markt zu werfen, als bisher und wir Deutsche, sentimentalen Einflüssen gern zugänglich und noch die Thräne über Prinz Heinrichs Jubelfahrt im Auge, werden uns beeilen, in Mode und Einrichtung noch amerikanischer zu werden, als bisher.“

Womit das deutsche Bürgertum und der Wert der Reise richtig eingeschätzt sein mag!

Zweibund gegen Zweibund
in
Ost-Asien.

Nachdem vor kurzem England und Japan den Vertrag zur Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes in Ost-Asien abgeschlossen und damit den Eroberungsgelüsten der Russen einen Riegel vorgeschoben haben, hat das Zarenreich nicht geruht, bis es ein Gegengewicht geschaffen hat. Der russischen Diplomatie, der geschicktesten von ganz Europa, ist denn auch in der That gelungen, Frankreich zu einer Gegenaktion zu veranlassen. Beide haben gemeinsam eine Erklärung der Auflösung Russlands vom englisch-japanischen Vertrage unterzeichnet, die mit großer moralischer Rüttlichkeit kund tut, daß jener Vertrag — anscheinend nur geschlossen, um England, Japan und China gegen russische Eroberungsgelüste zu sichern — vielmehr umgekehrt völlig den Grundsätzen der russischen Politik im Fernsten Osten entspricht; dagegen, so heißt es dann weiter, indem Russland mit energischer Faust den Spieß umkehrt, hätten Russland wie Frankreich begründete Ursache, sich gegen andere Mächte — England! —, die in Ost-Asien störend wirken könnten, zu sichern. So wollen beide Verträge in ihrem Wortlaute dasselbe, sind aber doch schroff entgegengesetzt. So will es die Kunst der Diplomatie, deren Jechen regelmäßig die Völker zu bezahlen haben.

Der Wortlaut des französisch-russischen Abkommens wurde den Ministern des Aeußeren derjenigen Mächte mitgeteilt, die das Protokoll von Peking vom 7. August 1901 (Friedens-Protokoll) unterzeichnet haben:

„Den verbündeten Regierungen Frankreichs und Russlands ist der englisch-japanische Vertrag vom 30. Januar 1902 mitgeteilt worden, ein Vertrag, der abgeschlossen ist, um den status quo im Fernen Osten und den allgemeinen Frieden im äußersten Orient zu sichern und die Unabhängigkeit Chinas und Koreas, die für Handel und Industrie aller Nationen offen bleiben sollen, aufrecht zu erhalten. Sie waren völlig befriedigt in dem Vertrage die wesentlichen Grundsätze vorzufinden, die sie selbst zu wiederholten Malen erklären aufzustellen, und die die Grundlage ihrer Politik bilden. Die beiden Regierungen sind der Ansicht, daß die Verwirklichung dieser Grundsätze zugleich eine Garantie für ihre wirtschaftlichen Interessen im äußersten Orient sei. Gleichwohl seien sie gezwungen, lediglich den Fall ins Auge zu fassen, wo eine aggressive Aktion der beteiligten Mächte oder neue Wirren in China die Integrität (den Bestand) und die freie Entwickelung dieser Mächte in Frage stellen und eine Drohung für ihre Interessen werden könnten; die beiden verbündeten Regierungen behalten sich vor, eventuell auf der Mittel bedacht zu sein, um sich hiergegen Schutz zu sichern.“

In London berührte natürlich die französisch-russische Note unangenehm; die Blätter erklären sie für einen Gegenschlag gegen den englisch-japanischen Vertrag und für die öffentliche Erklärung, daß das Bündnis zwischen Russland und Frankreich auch auf den asiatischen Osten ausgedehnt sei. Zweifellos ist dadurch allerdings Englands Weltstellung nicht gerade günstiger geworden; Frankreich hat wieder eine kleine Revanche für Faschoda. Ein offenbar inspirierter Artikel des Figaros führt aus, Frankreich und Russland würden nicht dulden, daß irgend eine Macht oder Mächte-Gruppe bei etwaigen Unruhen in Nordchina, Mittelasien oder Korea eine Intervention auf eigene Faust oder überhaupt Aenderungen am status quo versuche. In diesem Betracht sei die Note als Mahnung aufzufassen. Beruhigend sei dagegen die Note für Deutschland und die Vereinigten Staaten, welche im äußersten Osten bisher vorgegangen, ohne Alliierten zu bleiben.

Am allerbesten ziehen sich bei diesem Widerstreit der beiden Zweibünde die Chinesen. Das Geheimnis ihrer jahrzehntelangen diplomatischen Erfolge war die Schaukelpolitik zwischen Russland und England; in der letzten Zeit war dieses amüsante Spiel ein wenig gestört worden, jetzt kann und wird es aber wieder beginnen: mit einem der Zweibünde kann sich China immer gegen den anderen den Rücken decken und dabei seine eigenen Interessen am besten wahrnehmen.

Für uns kommt in Betracht, daß die Befestigung der ostasiatischen Zustände durch große und ungefähr gleich starke Interessentengruppen der beliebten deutschen „impulsiven“ Weltmachtpolitik, den diplomatischen Ueberbrettlkunststückchen und allen phantastischen Eroberungs- und Pachtungsplänen ein Ende macht. Und das ist ein nicht zu unterschätzender Gewinn.

Deutsches Reich.

Berlin, 21. März. Im preußischen Abgeordnetenhause wurde am Donnerstag die erste Lesung der Sekundärbahnvorlage fortgesetzt. Trotzdem über 30 Redner zu Worte kamen, ist ein Ende noch gar nicht abzusehen. Die Verhandlung schleppte sich nur langsam und träge hin. Wie langweilig es war, bewies die Thatsache, daß der Abg. v. Pappenheim sich die Zeit mit Rauchen vertreiben wollte. Diese Neuerung der Parlamentssitten wurde ihm jedoch unter Heiterkeit des Hauses vom Präsidenten verboten.

Um die höheren Güter der Nation drehten sich die Verhandlungen des preußischen Herrenhauses. Eine Kommission der Edelleute und Peinen beantragte, das Eisenbahnministerium möge einen brauchbaren Fahrplan für den Transport von Renn- und Zuchtpferden vorlegen. Hierbei nützten mehrere Redner gar bewegliche Klagen über Verluste, die durch die langsame Beförderung von Rennpferden entstanden seien. Die Regierung versprach natürlich nach Möglichkeit Besserung. Dann wurde der Gesetzentwurf betr. den Erwerb von Bergwerkseigentum im Oberbergamtsbezirk Dortmund ohne Debatte en bloc angenommen, nachdem in einer Resolution gefordert worden war, daß auch nur zu für das Seelenheil der Bergleute Sorge getragen werde; sowohl katholisch wie protestantisch soll auf die staatlichen Bergwerken ausgeübt gepredigt werden. Na, wenn das nicht hilft, den Umsturz zu bannen und die schlagenden Wetter zu verhüten, dann können sie im nächsten Ernst ein paar Gebet- beter und Gebetbeterinnen angestellt werden!

Nachdem die hohen Herren so für das geistige Wohl der Arbeiter gesorgt hatten, wandten sie sich, um sich der Sicherung und Vermehrung des irdischen Wohles der Edelleute und Peinen zu. Zur Debatte stand ein Antrag des Grafen v. Mirbach, der die Regierung auffordert, dem Landtage einen Gesetzentwurf über die Herabsetzung des Fideikommißstempels vorzulegen. Der Antragsteller berief sich für dieses Verlangen auf Erklärungen, die Herr v. Miquel 1895 und 1899 abgegeben hat. Er hatte die Freude, auch von dem jetzigen Finanzminister Frhr. v. Rheinbaben eine seinen agrarischen Wünschen sehr entgegenkommende Erklärung zu vernehmen. Graf v. Rheinbaben hat mit dem Grafen Bülow über die Sache gesprochen, und beide sind einig darin, daß die jetzige Stempelabgabe bei der Schaffung von Fideikommißstiftungen, die 3 Prozent beträgt, zu hoch sei. Sie solle je nach der Größe des betr. Fideikommißbesitzes stufenweise ermäßigt werden. Jedoch soll diese Regelung — und diese Eröffnung war den Herren Großgrundbesitzern weniger angenehm — erst im Zusammenhang mit der allgemeinen Regelung des Fideikommißwesens erfolgen. An dieser Neuregelung wird seitens der Regierung mit Hochdruck gearbeitet. Sie ist aber so kompliziert, daß die Vorlegung des betr. Gesetzentwurfes sich noch einige Jahre hinziehen dürfte. Herr v. Rheinbaben entschädigte seine Junker durch die im Unschuldsmienen vorgetragene nationalökonomische Entdeckung, daß Preußen eine einen Großgrundbesitz wirtschaftlich und politisch nicht erwerben könne. Er wisse nicht, woher man dann die Offiziere und Beamten nehmen solle. Herr v. Podbielski sekundierte seinem Kollegen. Nach langen Debatten wurde der Antrag schließlich angenommen.

— Der Reichskanzler Graf Bülow empfing gestern eine Abordnung des Vereins für das Frauenstimmrecht. Anita Augspurg überreichte eine Adresse namens der deutschen Frauen, in der um Vorlegung eines Reichsgesetzes gebeten wird, durch das die vereinsrechtlichen Beschränkungen für Frauen in allen deutschen Staaten aufgehoben werden, und daß die Frauen das Recht auf Immatrikulation an den Hochschulen haben. Der Reichskanzler erwiderte, er werde den Bundesrat und den Reichstag in einer für die Bestrebungen des Vereins günstigen Weise zu beeinflussen suchen.

— Im Bundesrat wurde der Reichshaushalts-Etat gemäß den Beschlüssen des Reichstags angenommen.

Spekulationen auf den Niedergang des Parlamentarismus will die Freiz. Ztg. erkannt haben. Sie klagt lebhaft über den Zustand, daß eine kleine beschlußunfähige Minderheit des Reichstags die Gesetzgebung besorgt, daß bei den vielen Reden das Wesen der Volksvertretung verflache, daß „unsere traurigen Partei- und Mehrheitsverhältnisse“ es dahin gebracht haben, daß die Reichsregierung in der wichtigsten und folgenschwersten Aktion unserer gesamten inneren und äußeren Politik, in der Frage des Zolltarifs, im Reichstage nur Gegner und, wenn man alleinstehende von dem größeren Teil der Nationalliberalen absieht, keine überzeugten und begeisterten Anhänger hat. Dann fährt sie fort:

„... Wie soll der Parlamentarismus gedeihen in einem Zustand, in dem der leitende Staatsmann nicht nur keine Mehrheit, sondern nicht einmal eine einzige, geschlossene, auch nur 50 Mann starke Partei kennt und nach Monaten ein Wirrnis und eine Krise entstanden ist, deren Ausgang ihm so unklar ist, wie den Parteien. Es ist ja kein Wunder, daß dort, wo nicht gehandelt wird und nicht gehandelt werden kann, das Reden überwuchert. Es wird besser werden, wenn die Parteiverhältnisse gesunden. Das kann nur von Lande, aus der Nation heraus erfolgen. Es wird einmal kommen, wenn die Zustände noch schlimmer werden. Es giebt manche, welche hoffen, daß aus der Krisis des Zolltarifs und der Handelsverträge, unter der die nächsten Wahlen erfolgen werden, der Anlaß zu anderen politischen Verhältnissen erwachen könne, und dann werden

---

„Nein, wir haben sie noch gar nicht gesehen. Herrgott, es wird ihr doch nichts passiert sein?“ rief Frau von Stinkenberg und lief aufgeregt an den Schlag, in der Annahme, daß die Schwiegertochter vielleicht noch ohnmächtig im Wagen sitzen geblieben sei.

Aribert trat zu seiner Mutter. Er war so wütend, daß er nicht damit warten konnte, ihr seine Meinung zu sagen. Und während die Leute mit den verwundeten Pferden sich entfernten, flüsterte er ihr heiser ins Ohr, indem er halb auf die abziehende Schar und halb auf den Wagen wies:

„Siehst Du, da haben wir die Bescherung. Wenn Du doch bloß keine Ideen haben wolltest! Seit nach ne Stange Zoll. Deine Ueberraschung. Den Grafen haben wir uns auf ewige Zeiten zum Feinde gemacht. Und außerdem die Blamage vor Lotten — scheußlich!“

„So — so —“ fuhr die hagere Dame laut zeternd den Sohn an: „Das ist also der Dank, den man davon hat, daß man in der ganzen Nachbarschaft herum betteln geht, um Euch einen würdigen Empfang zu bereiten — mit Equipage und galloneierten Bedienten, wie sich's gehört?! Das ist der Dank dafür, das man sich beiseite schieben läßt wie ein altes Gerümpel, das nicht präsentabel ist, wenn der Herr Sohn Hochzeit macht! Du sollst mir bloß wiederkommen mit in die Bäder gehen und ...“

„Da ist sie ja, da ist sie ja!“ rief da auf einmal Tante Luisens hohe Stimme dazwischen. Und sie zog Charlotten an der Hand hinter dem Landauer hervor. „Ach, mein armes Kind, Sie haben gewiß einen schönen Schreck bekommen! Danken wir Gott, daß er sie so gnädig behütet hat. Nein, aber auch das dumme Feuerwerk! Hättet Ihr nur auf mich gehört. Der gute selige Onkel Viktor hat es auch schon immer gesagt: Unnütz Schießen und Geknall ist Schuld an manchem Unglücksfall.“

Frau von Stinkenberg hatte sich inzwischen gefaßt. Sie ergriff Charlottens andere Hand und zog sie zu sich heran.

„Ja ja, es ist ja gut, Tante, laß sie nur los. Zuerst kommt doch wohl die Schwiegermutter, möchte ich.“ Und dann öffnete sie die Arme weit und flötete zuckersüß: „Laß Dich umarmen, mein geliebtes Kind. Gott segne Deinen Eingang.“

Charlotte führte eine korrekte Verbeugung vor ihrer Schwiegermama aus und dann ließ sie sich, ohne ein Wort zu sagen, umarmen und küssen.

Aribert stand ungeduldig daneben, tippte seiner Mutter auf den Arm und sagte:

„Nun kommt nur endlich hier aus dem Dusteren. Ihr müßt sie Euch doch mal bei Licht besehen.“ Und dann löste er sein Weib aus der mütterlichen Umarmung los, nahm sie um die Taille und drückte sie an sich. „Armes Herz, wo hast Du denn nur gesteckt?“ fragte er zärtlich.

„Mir war ganz schlecht geworden von dem Schreck,“ versetzte sie leise, indem sie seine Hand von ihrer Hüfte entfernte. „Ich habe mich hinten am Wagen festhalten müssen.“

„Ach Gott, mein armes Lottchen! Und ich habe Dich so schändlich im Stich gelassen — bitte tausendmal um Verzeihung; aber ich mußte der Schwefelbande erst einmal über die Mütze fahren.“

„Wie kann man nur so entsetzlich fluchen!“ sagte Charlotte ganz leise, indem sie den Kopf schüttelte und ängstlich zu ihrem Mann aufblickte.

„Das geht in meinem Geschäft nicht anders,“ versetzte Aribert lächelnd.

Die Tante und die Mutter tasteten sich bereits die Steintreppe hinauf, als da oben auf der Plattform ein Streichholz aufflammte. Und gleich darauf schlängelte sich zischend ein Schwärmer durch die Luft und unmittelbar hinterher kam ein Feuerfrosch die Treppe herunterschnurrt, gerade auf das junge Paar zu. Lotte kreischte unwillkürlich auf und sprang zur Seite; aber es war, als ob der zischende, pufferende Irrwisch sie mit seinen Sätzen kreuz und quer verfolgen wollte. Und da kam noch ein Frosch und noch ein Schwärmer und abermals einer und das zischte und pufferte und knallte nur so um ihre Füße und um ihre Füße herum. Und in dem Lichte des Zündholzes unterschied Charlotte mit Grauen eine gartige Gnomengestalt da oben auf der Plattform, einen dicken Kopf, breiten schmalen, hohen Schultern und einen langen Arm, der einen Feuerwerkskörper nach dem anderen aus der Tasche holte, an dem brennenden Wachsstreichkerzchen entzündete und in die Luft schleuderte, gerade auf sie zu. Und dazu stieß der Gnom jedesmal ein kurzes, durchdringendes Gebrüll aus: „Haaa .... lalala .... Haaa .... lalala ....“

Aribert hatte sich schützend vor sein Weib gestellt, falsche Bewegungen und schlug mit der Hand nach den Schwärmern, die ihm zu nahe kamen. Aber wie ihrer immer mehr wurden, sprang er mit zwei Sätzen die Treppe hinauf und riß dem Bruder in den Arm, indem er ihm das Kerzchen aufpustete.

„Jetzt hab' ich's satt, dummer Bengel!“ knirschte er wütend, indem er Friedrich Karls Handgelenke fest umspannte und ihn nach der Hausthür zu drängen suchte, durch welche die Mutter und die Tante schon längst hineingeflüchtet waren. Friedrich Karl wandte sich unter dem eisernen Griff und knirschend die Zähne. Er wollte nicht zurückweichen. Aribert sah seine Augen im Dunkeln leuchten wie die eines wilden Tieres. Und er wandte sich zu Charlotten zurück und rief ihr zu: „Komm nur, Liebchen, komm nur ruhig vorbei. Ich halte ihn fest, er thut Dir nichts.“

Und im raschen Vorbeischlüpfen flüsterte Lotte ganz entsetzt:

„Wer ist denn das? Ist er wahnsinnig?“

Aribert lachte gezwungen.

„Ach wo, das war ja nur Kinderei — das ist Friedrich Karl.“

„Dein Bruder?“

„Ja, leider.“

Charlotte trat nun rasch über die Schwelle, in den kleinen Vorplatz hinein, der nach rechts in einen schmalen Korridor auslief und von dem aus links die Treppe nach dem Dachboden hinaufführte. In dem schwachen Lichte, das eine gelbe Ampel verbreitete, gewahrte Charlotte eine Menge Menschen und zwei Mannsbilder. Frau von Stinkenberg trat ihr entgegen, hieß sie willkommen in ihrem neuen Heim und bat

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020321/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG